

ihn: „Geschickt im Arbeiten und in allen seinen Dienstverrichtungen, ein Wohltäter der Armen und seiner armen Verwandten“.

3. P. Ulrich *Vögele*, gest. 27. Juli 1816. Er lehrte mehrere Jahre als Professor der Philosophie und Theologie in Amorbach (Benediktinerabtei) und am Lyzeum in Freising, wo er auch zeitweilig Regens des fürstbischöflichen Seminars war. In Neresheim bekleidete er zweimal das Amt des Priors. Er starb als Subprior im aufgehobenen Kloster im Alter von 81 Jahren, und zwar an Altersschwäche. Er zählte 51 Priester- und 56 Profeßjahre, hatte also ein doppeltes goldenes Jubiläum feiern können. Seine Heimat war das schöne mittelalterliche Städtchen Berching bei Neumarkt/Oberpfalz in der Diözese Eichstätt, wo sein Vater eine Rotgerberei betrieb. Er war nur drei Tage krank. Die Matrikel bezeichnet ihn als „ex omni parte optime meritus“ d. h. in jeder Beziehung höchst verdient.

4. P. Anton *Higler*, gest. 1. September 1818 an einem Schlaganfall im Alter von 79½ Jahren. Sein Vater war gräflicher Beamter auf Schloß Baldern/Ries. Auch er hatte

wie P. Vögele sein goldenes Profeß- wie Priesterjubiläum hinter sich.

5. Br. Notker *Jakob*, gest. 16. September 1824. Er wird als „der letzte sich im Kloster aufhaltende Benediktiner“ und zugleich als der letzte Laienbruder des einstigen Reichsstifts Neresheim bezeichnet. Er war zuletzt Sakristan und starb an einem Schlaganfall, wie P. Higler, im Alter von 71 Jahren, von denen er 52 Jahre im Kloster Neresheim verlebt hatte. Seine Heimat war das am Rand des Ries gelegene schöne bayrische Städtchen Wemding.

6. P. Hartmann *Böck*, gest. 9. August 1828 im Alter von 65¾ Jahren. Er hatte nach der Klosteraufhebung in einem Hause am Klosterberg gewohnt; Todesursache waren Brustwassersucht und Lungenlähmung. Er stammte aus Deisenhausen bei Krumbach in Schwaben und hatte sich vor allem um die wirtschaftlichen Belange seines Klosters als Kastenmeister und Großkeller verdient gemacht. Er ist der letzte der Mönche von Alt-Neresheim, der auf dem einstigen Klosterfriedhof seine Ruhestätte fand.

Weitere Abschnitte folgen in den nächsten Heften

Oberschwäbisches Brauchtum im Wechsel der Jahreszeiten

Von Rudolf Autenrieth

Von den Bräuchen des oberschwäbischen Menschen, besonders des mit ihnen in stärkerem Maße als der Städter verbundenen bäuerlichen Menschen soll in dieser Betrachtung die Rede sein; wir wollen einen Gang von „Lichtmeß bis Dreikönigstag“ machen, uns dabei bewußt werden, wie sehr Brauchtum im Ablauf des Jahres verankert ist. Die Zahl solcher Bräuche ist Legion, sie sind dem volks- und bodenverbundenen Menschen ganz geläufig, und er möchte sie nicht missen. So soll und kann denn hier nur ein Bruchteil erwähnt und gestreift werden. Vieles ist auch in anderen Gegenden anzutreffen, manches aber ist ganz örtlich gebunden, einmalig, oft in Jahrhunderten gewachsen. Manches ist schon wieder verschwunden. Auch von ihm soll hier die Rede sein.

„Lichtmeß, s'Spinne vergeß, z'Tag z'Nacht eß“. Ein Sprüchlein, das noch heute von Mund zu Mund geht, gibt als Quintessenz die Kunde von einem dahingeschwundenen Brauch, dem Spinnen in ländlichen Spinnstuben, auch Kunkelstuben genannt, das lange Zeit außer den Tanzereien bei Hochzeiten und an Feiertagen und dem Wirtshausbesuch dem geselligen Bedürfnis der Menschen auf dem Lande entgegenkam. In der dunklen Jahreszeit, wenn die Arbeit in Feld und Flur weitgehend ruhte, traf sich die dörfliche Jugend zwischen Martini und Lichtmeß (mancherorts auch bis Georgi) in den Spinnstuben; das Öl für die trauliche Lampe wurde allabend-

lich wechselnd von einer Familie gestellt. Volkslieder wurden zur Arbeit gesungen, so mancher Dorfklatzch wurde dort ausgepackt, die jungen Burschen und Mädchen scherzten miteinander. Es war auch so eine Art Heiratsmarkt und man lernte seine Pappenheimer dort kennen. Sicher beherrschte schwäbischer Humor das Feld. Ein Volkskundler findet in den „Nestabenden“ des einstigen Wandervogels Anklänge an diese Spinnstubenabende.

Jedoch: nur „auf der Alm, da gibt's koa Sünd“. – Mißbräuche schlichen sich ein, „Ohnerbare schändliche Rätschereien und andere ungeziemliche Sachen“ heißt es in einer Verordnung vom Jahre 1715. Und in einem alten alemannischen Gebetbuch steht zu lesen: „die zusammenkunften in den gunkelstuben seynd gar selten ohne sünd“, und „in den gunkelstuben geschieht nichts anderes als leutaustragen, ehrabschneiden; was in der gemeinde ärgerliches geschieht, wird in der gunkelstuben ausgetragen, man singt bullieder, unkeusche Lieder, man redet unkeusch, man tanzet frech darein.“ – „Jugend von heute“ hat es eben immer gegeben (und bigotte alte Bet-schwestern auch).

Ein außerordentlich schönes religiöses Brauchtum ist am Bodensee in den Tagen um Lichtmeß zu finden: Die Hagnauer Eisprozession – ein Gegenstück zur Radolfzeller Wasserprozession. Jedoch während letztere alle Jahre stattfindet, findet die Eisprozession nur statt, wenn

der Bodensee ganz zugefroren ist, also selten genug. Eine Büste Johannes' des Evangelisten wird von Hagnau nach dem Schweizer Kloster Münsterlingen bzw. umgekehrt übers Eis getragen. Die Geistlichkeit, die Schulkinder, die Behörden geben ihr das Geleite.

Hier mag – nicht jahreszeitlich gebunden – ein anderes sehr selten ausgeübtes Brauchtum, das auch mit klimatischen Vorgängen am Bodensee verbunden ist, kurz erwähnt werden: wenn der „Teufelstisch“, eine steil aus dem See aufragende Felsenplatte, vor Wallhausen im Überlinger See infolge des niederen Wasserstandes auftaucht – wird auf ihm ein bischen gefestet, musiziert, getanzt. Anno 1959 war's beinahe mal wieder soweit. Auch dies: beinahe ein Jahrhundertbrauchtum.

Ein Schritt weiter: Der Winter neigt sich seinem Ende zu. Grund genug zum Frohsinn, zum Festen, zum Tanzen. Demonstrativ wird er verjagt: Der Hang zur Narretei bricht durch: Fasnacht! Schwäbisch-alemannische Fasnacht! Kein Karneval von Venedig, kein rheinischer Rosenmontagsumzug, kein Münchner Fasching. Nein: Aufbruch unheimlicher Masken, örtlich verschieden und doch im Grundtenor miteinander übereinstimmend, einem und demselben Volkstum zugehörig, mag es sich um Hexen, den Riedlinger Gole und seine Begleiter, den Schnabelgiri, die Pflaumenschlucker, den Fedrehannes, den Schuddig, die Hänsele oder die Plätzler handeln.

Jedes Jahr treffen sie sich in ihrer Stadt, in der ihr Brauch gewachsen ist und dann noch, alle geschlossen, bald da, bald dort. Unvergesslich sind ihre Umzüge dem, der sie erleben durfte. Dazu der Narrensamen, die „Mäschkerle“. Geschrei, Schlachtrufe: „Lumpeladie, Bodebirehengst!“ Ofeloch, Breisgau, Verslein: „Horig, horig ist die Katz“. Am bromigen Freitag schmieren sich die Kinder mit Ruß ein. Und dann plötzlich: Am Fasnachtsdienstag schon künden die Zeitungen: Traditionelles Aschermittwochschneckenessen. Wochenlang, monatelang wurden Deckelschnecken gezüchtet, gesammelt, verkauft. Jetzt wird ein großer Teil von ihnen auf einen Sitz verspeist. Ländliche Lokale und städtische sind gerammelt voll von Schneckenessern. Bürgermeister, Minister in und außer Dienst sind zur Stelle. Wer keine Schnecken mag, ißt Stockfisch oder „Kässpätzle“. Doch wird keinerlei Trübsal geblasen. Eine Atmosphäre gesunder Geselligkeit strahlt solch ein Aschermittwochabend aus.

Die Fastenzeit hat begonnen. Daß die Ermatinger in der benachbarten Schweiz alle paar Jahre ihre Groppenfasnacht während der Fastenzeit feiern dürfen, führen sie auf ein Privileg eines Papstes der Zeit des Konstanzer Konzils zurück (ein kleiner Sprung über die Grenze, die ja vor dem Dreißigjährigen Krieg nicht bestand, sei hier erlaubt).

Auch der „Funkensonntag“, der erste Sonntag in der Fastenzeit, kennt keine Landesgrenzen. „Fonkaholz“ wird am Tag zuvor von Haus zu Haus von den Kindern gesammelt. Hunderte von Feuern leuchten am Abend darauf diesseits und jenseits des Bodensees weit in die

Landschaft hinaus. Die Moränenhügel der oberschwäbischen Landschaft eignen sich besonders für das Abbrennen dieses symbolischen Feuers. Eine Hexe, Symbol des Winters, wird verbrannt. (Die Schweiz kennt später noch ein besonderes Winteraustreiben: In Zürich wird beim „Sechselüte“ der Böögg, den Winter darstellend, feierlich verbrannt).

Wochen vergehen. Es ist Fastenzeit und geht Ostern zu. Palmsonntag leitet die Karwoche ein. – Religiöses und weltliches Brauchtum kennt diese Zeit.

Palmweihe, früher das Herumführen eines geschnitzten Esels mit segnender Christusfigur, am Gründonnerstag besondere Speisen, z. B. mit Spinat gefüllte Maultaschen, Rätschen an Stelle der Kirchenglocken, Osterbeichte, Auferstehungsfeiern, Ostereier und Osterhasen. Bis in die Neuzeit hinein (Ende des 18. Jahrhunderts): Oster- und Passionsspiele, zuerst in der Kirche, dann als Prozession durch die Straßen der Städte sich bewegend, Christi Leiden darstellend. Besonders aufwühlend in dieser Prozession die Geißler, Männer, die sich selbst mit Peitschen den Rücken geißelten. Lange erhielt sich eine solche Prozession in Biberach/Riß. Es muß sich bei den Geißlern um ein Jahrhunderte altes internationales religiöses Brauchtum gehandelt haben; denn der Franzose Michel de Montaigne schildert in seinem berühmten, Ende des 16. Jahrhunderts erschienenen „Reisetagebuch“ sehr ausführlich solch eine Büssergruppe in einer Karfreitagsprozession von etwa 500 Teilnehmern in Rom.

An Georgi (23. April) werden (so in Eschach bei Ravensburg) Pferde eingeseget. Neuerdings wird dort mit einer Reliquie des hl. Georg eine Reiterprozession veranstaltet: Ein Beispiel für neu entstehendes Brauchtum. – Da und dort sieht man an den Sonntagen dieser Wochen in der oberschwäbischen Landschaft einzelne Reiter und Reitergruppen. Oberschwabens großer Feiertag, der „Blutfreitag“ mit dem berühmten Weingartner Oschritt, dem Blutritt, steht bevor. Juditha von Flandern, Gemahlin Welfs IV., schenkte dem Kloster Weingarten einen Kristall, der Blut Christi enthält. Er wird in feierlicher Reiterprozession (Tausende von Pferden mit Reitern und Zehntausende von Pilgern sieht Weingarten an diesen Tagen) um den Osch getragen. Vor 1½ Jahrhunderten waren noch, heute schon verschwundene, Einzelbräuche mit dem Blutritt verbunden: Manche Bauern führten ein zweites Pferd mit sich, um den Segen des Himmels zu erbitten, in Niederbiegen wurde in einer Scheuer die Zahl der Pferde dadurch festgestellt, daß Steine in eine Büchse geworfen wurden.

Auch Kloster Weißenau hatte lange Zeit seinen Blutritt. Er führte zuerst durch dem Kloster gehörende Weinberge am Hang bei St. Christina und dann bis zu den Weißenauer Besitzungen in Manzell am Bodensee. Vor einigen Jahren ließ man den alten Brauch einmal wieder aufleben.

Wie dicht religiöses und weltliches Brauchtum oft beieinanderstehen, dafür mag das Zwiebelkuchenessen an

„Kleifronleichnam“ (Fronleichnam der Altstadtpfarre St. Jodok in Ravensburg) zum Beweis dienen. Zentnerweise werden an diesem Tag Zwiebeln für Kuchen geschnitten und diese nach der Prozession im „Husaren“, im „Wilden Mann“, in den Haushaltungen vertilgt.

Mit dem Dorf Waldburg (Kreis Ravensburg) ist im September das „Romulafest“ verbunden (das Fest der Dorfheiligen).

Weit weniger bekannt – und hier soll mehr vom unbekannten als vom bekannten Brauchtum die Rede sein – ist, daß im Waldburger Kirchlein die Gebeine des „Ditzenheiligen“ Habnitt ruhen, eines Schäfers, der vor 300 Jahren dort lebte und kranke Kinder heilte. Kein kanonisierter, nur ein Volksheiliger ist er, doch kommen heute noch die Mütter kranker Säuglinge und bringen Windeln und Schnuller (Ditzen) dem „Habnittle“ als Opfergabe. Besen aber legt man dem alten Pestheiligen Rochus im nahen „Oisekapelle“ unter Gebeten, wenn man an Furunkeln leidet, zu Füßen, aber nicht nur dort, sondern überall, wo eine Rochuskapelle steht, wie z. B. in Kißlegg. So läßt es in erfreulicher Weise auf Wissen um Land und Leute schließen, wenn Apotheker Kranz in Wangen seine neue Apotheke Rochusapotheke benannt hat.

Die Zeit der Ernte bringt so manches Brauchtum mit sich: z. B. Hopfenschmaus im Tettlinger Gebiet; früher, als noch mehr Wein um Ravensburg gepflanzt wurde, Bräuche beim Wimmeln, kurzlebige Besenwirtschaften und wochenlang „täglich ab 10 Uhr Zwiebelkuchen“ (zum Suser).

Es wird kälter. Was am Gallustag (16. Oktober) an Obst noch auf den Bäumen hing, durfte jeder sich früher aneignen. Er durfte „gallen“. An „Simon und Juda“ (28. Oktober) verließen die Tiroler Hüttekinder, arme Kinder, die im 19. Jahrhundert und noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts unsern oberschwäbischen Bauern halfen, Oberschwaben wieder, wohin sie an Josefi – oft barfuß – gekommen waren. Als „Sklavenmarkt“ in Oberschwaben wurde der Vorgang des Verdingens einmal auf einem Bildchen bezeichnet.

„Martini man die Gänse schlachtet“. Gesindewechsel

fand früher an diesem Tag statt. Triste und melancholisch klangen noch in meiner Jugend auf dem Novembermarkt die Drehorgeln der Moritatensänger. Mord – Entdeckung – Gericht – Hinrichtung waren auf aufgehängten Tafeln schaurig abgebildet. Brauchtum, um die Gewissen aufzurütteln! Wer weiß heute noch davon? „Ja der Haifisch, der hat Zähne und die hat er im Gesicht und Mackie, der hat ein Messer, doch das Messer sieht man nicht.“ Mit diesem Drehorgelsong zu Beginn der „Dreigroschenoper“ müssen die Heutigen vorlieb nehmen. Ein Jahrmarktskrämle gibt's aber immer noch für die Kinder.

Barbarazweige werden an St. Barbara (4. Dezember) in Vasen gestellt, damit sie an Weihnachten blühen.

Adventskränze haben sich längst bei uns eingebürgert, und ihre Kerzen durchleuchten tröstlich die dunklen Winterabende. Und auch Mistelzweige – bei den Kelten und heute in England an Weihnachten bedeutsam – kann man auf Vorweihnachtsmärkten und an Weihnachten sogar auf dem Friedhof finden.

Nikolaustag und Weihnachten sind überreich an Bräuchen. Hier ein örtlicher Brauch: Die „Heilignachtsänger“ in Ravensburg stärken sich auf dem Wernerhof mit einer zünftigen Portion Kässpätzle für ihr schönes, anstrengendes Amt.

Das Neue Jahr hebt an mit Lärmen und Krachen und Böllerschießen. Und dann – „von Lichtmeß bis Dreikönigstag“ – sieht man da und dort noch am Dreikönigstag die Heiligen Drei Könige daherwandeln. „Die Heiligen Drei Könige mit ihrem Stern, sie essen, sie trinken, bezahlen nicht gern.“ Ja, manchmal heischen sie: „Ich bin ein kleiner König, nur hab ich Geld zu wenig“. Vielleicht wird Sebastians Sailers oberschwäbische, bodenständige Humoreske „Die Heiligen Drei Könige“ da und dort in einem Dorf an diesem Tag aufgeführt oder im Funk gebracht.

Auf jeden Fall aber schreibt der Bauer und auch mancher Städter sein K. M. B. (Kaspar, Melcher, Balthasar) bedeutungsvoll über die Türen von Stall und Haus, um Gottes Segen für sie zu erbitten.

Der Jahresring hat sich geschlossen.

Zum Neuen Jahr

Ein neues Jahr hat neue Pflichten,
Ein neuer Morgen ruft zu frischer Tat.
So wünsche ich ein fröhliches Verrichten
Und Mut und Kraft zur Arbeit früh und spat.

Johann Wolfgang von Goethe